

Söll das Fridesy?

Autor(en): **Müller, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 51

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650005>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

d' Stägen ab. O, wi het es gschlotteret, wi het es
 sech gefürchtet! Es schneit. Dert bi Großmuettis
 Nachbarshaus hei sie e Hund — y — wen er nume
 nid brüelet, wen er mer nume nüt macht! Jech
 chunnt e Ma mit eme Cannebaumeli under em
 Arm — wott er ächt hei — ga Wiehnachte mache?
 Gottlob, er gseht ihns nid. U hurti nimmt's ds
 Bodetecheli wäg, zieht's dür e Schne u leit's
 wider daheime vor d'Hustür! — Gottlob — jech
 isch wider alls guet! Jech gseht doch de ds Muetti,
 daß ds Großmuetti wott fride mache! — Guets
 Chind — es het no nid gwüßt, daß es de no meh
 mit däm Deckeli hin u här — ueß wandere.

Ds mornderisch am Morge het ds Großmuetti
 svs Muul verrisse: „Sue jech, Vatter — jech isch
 sie's gwüß wider cho näh! J hatt allwäg scho übere
 fölle ga danke! Mei, merci! Das hingaage cho me
 nid vo mer verlange! — Mira! So het sie d'Wieh-
 nachte gseh!“ U no am gliche Tag isch d'Drude
 wider uf em Eschterig gsi. — U dekeine? Dert
 isch's o aspässig use cho. Scho am Mittag het sech
 das mal d'Muetter ergelstheret: „Jech isch dā
 Morge gwüß das donners Bodetecheli wider da
 gsi. Sue — Vatter — ds Schwisse het se doch plaaget!
 Aber, i wott's nid, das Bodetecheli. Nie und nim-
 mer. Wen i mit em Fueß druuf trappe, so macht's
 mer übel!“ — Ja also — was het ds Selineli welle,
 als halt das arme Bodetecheli am Abe wider ga
 däre tue, vor Großmuettis Hus. — Ach, u
 wo's du daheime wieder e Polterete het ggā, daß
 jech die Alti das Deckeli wider syg cho reiche, isch
 em Selineli fasch ds Härzli broche. Es het je länger
 je weniger öppis dörfe säge. . . Wär söll no öppis
 vo de große Lütte verstah? Wo geschter het ja ds
 Muetti poleetet, es standi nümm uf das Deckeli
 — u hütt — wo du doch das Deckeli wär wäg
 grumit gsi, het's du wider gheise, das syg svs
 Deckeli, un es stand uf feis anders. He nu, het
 ds Selineli dānt — äs syg ja a allem d'schuld.
 Hinecht gang 's es jech wider ga reiche — aber de
 syg's de gnue — de blyb de das Deckeli, wo-n-es
 syg. Chöm's de a der Wiehnachten use, wi-n-es
 well! — Aber ds Härzli het ihm meh ta. — U de
 der Heiland i sym schöne Wiegeli? — O, wi gār
 tät ihm ds Selineli die ganzi Gsicht erzelle wäge
 dām dumme Bodetecheli! Miedch er ächt nid es
 truuriags Gsicht u täti säge, das sygi halt lei rächte
 fride?

Aber die Bodetecheli-Gsicht het o i andere
 Härze gwiehet. „Du, Emma, es chunnt mer doch
 merkwürdig vor, die Sach mit dām Bodetecheli“,
 seit der Vatti a dām Abe — „entweder isch my
 Muetter nümm ganz bi Trostch — oder es handelt
 sech um ne Nachtbuebestreich. Wei mer nid einisch
 ga affasse?“ — „Dumms Züüg, Nachtbuebe!“
 belferet ds Emma, „du kennsch d'Muetter nid, du
 kennsch se nid! Aber mynetwäge — i chume scho.
 Dānt, die Schand, we mer se begānte — mit em
 Bodetecheli under em Arm! Aber gäll, das mal
 feisch ere de alli“ . . . — „So chum du jech!“

Im Dörsli isch es still — gar merkwürdig fyrlech.
 Wiehnachtswuche! Hie und da brönn in ere
 Stube schon es fröhzytigis Cannebaumli. Im Ver-
 einsaal ghört men es Chörli singe, sie liebe Wieh-
 nachtslieder. . . „friede auf Erden!“ J der Chilche
 spielt öpper Orgele. Eigeltech gar nid e Stimmig,
 fir so ne Bodetecheli-Roman uffkläre.

Aber beidi, Elteren u Großeletere, hei der Sach
 müessen uf d'Spur cho u hei, ohni vonenand
 z'wüsse, a de verschidene Wänd vom gliche Hus
 ihre Beobachtigspöchte bezoge.

„Chum“, huuchet e zitterigi Stimm, „mir drüf-
 fen is da a die Huswand, 's isch ungsähr i der
 Mütti — mer gseh grad no zu üßer Hustür. . . Kos,
 los — d'Orgele! Schön. . . schön. . . Heil'ge
 Nacht, o gieße du' . . . Wi heiß't's nöie, Muetter?“
 — „Himmelsfrieden in dies Härz“ . . . Aber lueg
 jech da! Uf der andere Syte vom Wäg, hält er-
 klüchtet vo der Strafelampe, louft uf iyse Solen
 es Möntschchind. Ds Nachthemmli luegt ihm
 unde zum Mänteli us, die offene Haar fallen
 ihm über die schmalen Achfle; es Alengeli, chönn
 me meine. Aber nei — schleipf's nid es Bode-



Wenn die Kerzen brennen (Photo O. Furter)

techeli hinde nache? Jech blybt es stah. Es het
 ds Chöpfli uf — lost, lost. O, die schöni, prächtige
 Musig! Jsch ächt scho Wiehnachte? Es ändert sy
 Richtig, verschwindet i mene schmale Gähli, louft
 ds Stiigli uf, straks der Childe zue.

D' Tür isch blyblosse. Aber lue, strömt nid e breite
 Eiechtshimmer zum Oberkecht us? Chönn nid
 doch am Abend e Wiehnachtsbaum i der Chilchen
 inne stah? Zu der schöne, schöne Musig! — Wi
 gäbig, daß men es Bodetecheli by sech het! Es
 leit's a Bode, chnöilet druuf u luegt andächtig
 zum Schlüsselloch y. Was doch so nes Chind alls
 cha! Der schönst Wiehnachtsbaum wird ihm vor-
 zouberet. Sogar ds Himmelbett mit em Jesus-
 Chindli hanget dran u schwäbt lysli hin u här,
 bim Klang vo de Orgelton. — O Wiehnachte,
 Wiehnachte! Wi chafsch du ds Härz vo so nene
 Chindli mit Wunder fülle, daß in ihm es Eiecht
 ufgeit und es gpürt: Da, da bin i daheim!

„Selineli, was machsch du da?“ Öpper fahrt
 ihm süüferli über ds Chöpfli, zieht ihns hindere —
 u da lig't's i den Arme vo sym Vatti. Sue, ds
 Muetti isch o da. Es het d'hand uf ds Härz preßt
 — isch ganz bleich. — „Selineli — was machsch du
 da?“ E z'tunsi, was isch de o los?“ Stöh nid dert
 hinde, halb i der Eschteri, der Großvatti u ds
 Großmuetti? Was wei o alli die Lüt?

„Vatti, gäll, Wiehnachte, Wiehnachte! O!
 ghörsch da inne?“ — „Ja, Selineli! Aber — was
 hesch da welle — warum bist nid im Bett?“ —

U da bsinnt sech das guete Chind. Es chunnt
 der herleche, erhabene Wiehnachts-Wält. U
 zrüga i die armseligi Bodetecheli-Wält. U
 chöme Träne! „Ach, Vatti, ds Bodetecheli!
 doch d'schuld, daß mer nid z'fame äbi Wiehnachte
 ha! O, Vatti, Vatti, Was söll i?“ Jsch ds
 Bodetecheli bim Muetti, so isch ds Großmuetti
 fride, u han i's de zum Großmuetti
 gschleipft, so isch de widerume ds Muetti
 Wäntli, so isch söll i o, was söll i? — Fride mues
 die ganzi Wält der Alte ahätt und uf öppis
 warteti. Der Eiechtshimmer us der Chilche
 uf bleich Gsichter, uf nassi Ouge, uf zitterigi
 — Aber — es sött doch da öppis gah!

Uf ds ma blybt d'Orgele still. — Es isch
 die ganzi Wält der Alte ahätt und uf öppis
 warteti. Der Eiechtshimmer us der Chilche
 uf bleich Gsichter, uf nassi Ouge, uf zitterigi
 Muetti git sech e Rud. Es nimmt d'Hand
 u het's em Großmuetti häre. „Sä, Großmuetti,
 sä“ — u ds Großmuetti wehrt ab: „Sä, Großmuetti,
 dāntsch — 's isch dys — 's isch dys!“ Ja,
 söll's jech näh? Still ergriff's der Großmuetti
 leit's sorgfältig vor d'Chilchetür: „Da isch's,
 söll's blybe! Es isch is den e Mahntig, es
 öppe da us un y trappe.“

Kei Möntsch het je verno, wi das Bodetecheli
 vor die Chilchetür isch cho. U der Wiehnachte
 Morge hei hundet un aberhundert Lüt die
 Schueh dian abpuht. U hei Möntsch het
 daß denn a dām Aven es paar Lütli het i de
 — jech, Selineli, cha me de Wiehnachte

ZWEI HÄUSER

zwei Welten

das Surren einer andern Säge, die kreischend einem Baum ins Mark fährt. —

Hm! Sollte der Nachbar auch gerade hier sein? Sie hatten nicht nur Häuser und Felder, sondern auch zwei Waldgrundstücke nebeneinander. Er lehnt seine Säge an den Stamm des Tännleins und schreitet hinüber. Richtig! Nicht weit von ihm, in der kleinen Lichtung kniet Werren am Boden, und schlägt einem kleinen Bäumlein die Axt ins Mark.

Werren bemerkt ihn nicht, und Althaus hat Zeit, den Nachbar zu betrachten: Seine gedrungene Gestalt, breit, gross, sein spärlich falbes Haar, glatt aus der Stirne gekämmt, sein seltsam unbewegtes Gesicht, von einer besonders Schwere überschattet. Althaus grüsst hinüber und ruft:

«Was? Du bist auch da? Suchst auch nach einem Lichterbaum? Diesmal hat das Wort Gültigkeit: zwei Herzen und ein Gedanke...»

Werren hält inne und schaut auf, aus seinem vergrübelten Sinnen.

«Grüss Gott», sagt der andere kurz, «nein; wegen dem Christbaum allein bin ich nicht in den Wald gegangen. Unser-einer hat anderes zu sorgen und zu denken. Das Bäumlein sah ich zufällig... Ich zeichne Holz an für den Schlag, wenn man so viel abgeben muss. Mir zieht es zwölf Klafter...»

«Verrückt, solche Bestimmungen...»

«Ja, aber wenn vorläufig noch wenig Kohle ins Land kommt? Mit was sollen sie in den Städten heizen und mit was die Motore treiben?», wagt Althaus fast schüchtern einzuwenden.

Werren, oft voll Verachtung für alles, was die Meinung der andern bedeutet, tut mit der Hand einen sausen Hieb durch die Luft:

«Aph! Immer nur der Bauer soll daran glauben, wer sonst?»

Werren ist ein Mann der Tat, der ganz im Leben steht, ein Bauer, der rechnet, und jeden Vorteil im Gewerbe zu wahren versteht. Aber das Rechnen hat ihn reich gemacht. Oft scheint es, als arbeite er einen Groll in den Boden hinein... Er ist ein schweigsamer Mann und wird immer schweigsamer.

Eine Stille tritt ein. Werren hantiert an dem Baum, schneidet ihm die untersten Aeste weg und beseht ihn ringsum. Auf einmal wendet er sich jäh herum:

«Zahlst du das Wehropfer gleich ganz ein?»

«Ich denke: ja! Und leise, wie verschämt, fügt Althaus hinzu: «Wir können es ja, Werren...»

«Und die übrigen Steuern, die damit auch noch gerade zusammenfallen?»

«Du hast recht? Es gibt gerade ein Loch in den Geldsäckel, aber vergiss nicht, wir haben noch ein Dach über dem Kopf und Felder ums Haus, und Hände, die zugreifen können. Wir sind noch jung, Werren! Und du hast daheim auch eine liebe Frau, die hilft dir das Leben tragen...»

Darauf sagt Hans Werren nichts. Er staunt vor sich hin. Althaus streckt seinem Nachbar die Hand hin. Werren ergreift sie verwundert...

Es ist so still im Winterwald. Die Welt liegt verstummt unter dem Wolkenhimmel. Schon beginnt es zu dunkein. Ein kalter Dampf steigt aus den Wäldern.

Hans Werren sagt nichts, tut nichts, er sieht seinen Nachbar nur an. Und dieser schaut ihm mit seinen ruhigen Augen tief und stark ins Gesicht: «Wir können nichts mit uns nehmen, Werren. Alles hat seine Zeit!»

Raum, Grösse und stille Einsamkeit umweben die beiden.

«Komm», sagt Althaus auf einmal munter, «wir wollen heimgehen, dort warten Haus und Herd auf uns...»

Er eilt hinüber, um seinen Baum zu holen. Zusammen treten sie den Heimweg an. Frieda Schmid-Marti

...ure, an diesem vorweihnachtlichen
Dezernachmittag haben der Althaus
Werner und der Werren Hans im Schwengli
merkwürdigerweise den gleichen Ent-
schluss gefasst, den: einen Weihnachts-
baum zu schneiden. Keiner wusste vom
Vorhaben des andern.

Die Häuser der Bauern liegen nur durch
die Strasse voneinander getrennt. Man
sieht sich in die Fenster, man lebt so nahe
zusammen — schlecht und recht lebt man
zusammen — tut sich nichts zu Leide,
aber auch wenig zur Freude. Man weiss
alles voneinander, und im Grunde nichts.
— Man treibt das gleiche Handwerk, einer
ahnt die Sorgen und Nöte des andern,
seine Hindernisse und Möglichkeiten, Er-
folge und Misserfolge, Hoffnungen und
Pläne.

Aber man geht sparsam um mit Worten,
das Gefühl wird tief innen verhalten.
Abgeschlossen vollzieht sich für jeden
Einzelnen das Dasein, einsam lebt jeder
sein Leben in sich hinein.

Werner Althaus geht nach dem Mittag-
essen ein wenig vors Haus und staunt in
den grauverhangenen Himmel.

Endlich hat die Fron draussen nachge-
lassen. Endlich! Alles ist unter Dach, der
letzte Mist gezettet, die letzte Grube ge-
weinig verschnaufen, ein bisschen «döseln»,
ohne darob zu erschrecken, dass man jetzt
Hies und das versäumt habe...

Herrgott! Diese Baurerei in den letzten
Jahren! Diese Anstrengungen, Höchster-
stärke herauszuwirtschaften. Wie hatte man
sich bis zum äussersten anstrengen müs-
sen, um den Forderungen zu genügen,
Frau, Kinder, Dienstboten mussten das
letzte hergeben an Kraft, Ausdauer, Mut
und Willensstärke. Was gab es sonst noch
alles? Militärdienst, Fürsorgebeamtungen,
Misserfolge, Krankheit und Dienstbo-
rennöte.

Jetzt lag das alles zurück wie ein böser
Traum.

Jetzt war das Friedensjahr angebrochen.
Althaus schnuppert ein wenig in der
Luft. Ah! Es weihnachtete! Sein Herz
war froh. Es war noch so ganz, ganz
anders, als man Kind war... So vieles
geliebt worden. Das hier war ge-
weihnachtet: Jedes Gräslein trug eine Schärpe,
weihnachtlich spannte matte Perlenketten in die
Lüften. Der Hochwald glich einem gewal-
tigen Festsaal.

An diesem Mittag hat sich der Himmel
ein wenig gelichtet. Ein handgrosses,
weisses Loch lässt die blasse, kühle Sonne
hinein.

Althaus sieht in diesem Winter den
über der Landschaft Zauber zum ersten Mal
anspinnen von Erinnerungen... Er lässt sich
von ihm ist vergessen. —

Er ist nicht von der gleichen Art wie
seinesgleichen, aber er hütet sich streng,
das merken zu lassen. Stets hatte er sein
Leben auf sich genommen, mochte es sein,
wusste es musste. Aber ein Hintertürlein
durch die er in das andere Reich spähen
konnte, dorthin, wo Ruhe und Frieden
waren, wo der Geist Kräfte sammelt

An diesem Nachmittag gedenkt Althaus
den zu brechen, in das Reich seiner Träume.

«Pauline, ich gehe in das Rumiswäldli,
den Weihnachtsbaum holen. Soll's ein
grosser oder ein kleiner sein?»

«Schritte werden laut im Hausgang. Pau-
linchen steht unter der Türe. Mit heiterem
Lächeln sieht sie zu ihrem Mann hinüber:
«Ummitze sagt sie:
«Nimmte Frage, du nimmst doch gerade
den Baum, der dir am vollkommensten
erschmeint, ob etwas grösser oder kleiner...»
Er wendet ihr das Gesicht zu. Wusste
Pauline, dass er ausreissen wollte? Ja, sie
musste es! Sie sagt es ihm auch:

«Gelt, das ist dir ein lieber Gang...
Weder Krieg, noch schwere Zeit haben
dich geändert, Werner, gottlob nicht!» Sie
ist zu ihm getreten.

Er schaut über ihre Gestalt, über ihr
Haar hinweg, in die rauhreifumspinnenen
Wiesen. Die Birke am Brunnen steht wie
eine weisse Braut.

«Schön, sagt er, aber jetzt bhüet Gott,
Pauline.»

Er schultert die Säge und geht. Da fällt
ihm noch etwas ein:

«Weisst du, wo ich vor einem Jahr um
diese Zeit war?»

«Im Jura, auf Grenzwacht...»

«Also, jetzt gibt es nicht mehr Grenz-
wacht. Dafür soll ein grosser Baum im
Hause brennen. Ein Friedensweihnachts-
baum...! Vielleicht muss ich lange
suchen...»

«Komm nicht zu spät heim, sonst fin-
dest du den Weg nicht mehr nach
Hause...» neckt sie fröhlich.

*

In den Rumiswald führen zwei Wege.
Der eine geht über den Rumishubel, direkt
in den Wald, der andere ist ein Feldweg,
läuft durch ein Erlengebüsch, folgt dem
Lauf eines Bächleins, geht über einen
Steg, einem Bord entlang und verliert sich
im Hochwald. Darüber hinaus sieht man
die Berge. Es ist ein stiller, verträumter
Weg...

Für Werner Althaus liegen ungezählte
Erinnerungen daran: seine Kinder- und
Jugendzeit, wie er ihn mit dem Vater
gegangen, sommerlang zur Feldarbeit,
winterlang zum Holzfällen. Werktags war
es der Arbeitsweg, sonntags ein Weg
stillen Beglückung, ein Freudenweg zu
blühenden Kirschbäumen am Bord, zu
fruchtbeladenen Apfelbäumen im AuGrund,
zu ährenschnellen Feldern in der Zelt. —
Er ging den Weg mit der jungen Braut,
in erster, verschwiegener Liebe, mit seinem
ersten Büblein, das neben ihm trippelte:
«Vati, wei mir go Chirseli suche?...»

Heute geht er ihn, um für seine Familie,
zu der er endgültig heimkehren durfte, das
Sinnbild der Gnade, des Lichtes, der
Freude zu suchen.

Friede auf Erden! Wie gedankenlos
hatte man das Wort oft ausgesagt. Welch
tiefe Bedeutung gewann es in der Gegen-
wart. Würde es Friede geben in der
armen, zerrissenen Welt? Der letzte Hei-
matlose ein Dach und Brot haben? —

Tief in Gedanken geht Althaus. Da ist er
schon im AuGrund. Wie schön die junge
Saat steht! Die neubestellten Felder sind
ein neues Versprechen. Auf den Sturz-
äckern liegen die Schollen feucht, dunkel,
fruchtbar. Herrgott! Brot — Friede — Hei-
mat, eine gute Lebensgefährtin, zwei liebe
Kinder! Er ist ein König! Hat er das alles
verdient? — Seine Brust dehnt sich, er tut
einen tiefen, zitternden Seufzer.

*

Sorgfältig prüfend schreitet Althaus den
jungen Aufwachs seines Grundstückes ab.
Immer wieder glaubt er ein Tännlein ge-
funden zu haben, und entdeckt daran im
gleichen Augenblick eine Unvollkommen-
heit. Er sucht und sucht und erkürt eine
schöne, gleichmässige Weisstanne. Sie soll
es wert sein, den Lichterglanz zur Fried-
densweihnacht zu tragen...

Er setzt die Säge an — und vernimmt
ganz nahe, im nachbarlichen Grundstück,